

Der schönste Bungee Sprung der Welt

*Der Sambesi und
die Victoria Fälle*

Jarred Diamond hat in seinen anthropologischen Studien immer wieder die Frage aufgeworfen, warum Afrika, der Ursprung der Menschheit, im Laufe der Menschheitsgeschichte derart zurückgeblieben ist. Jenseits der bescheidenen Niveaus lokaler Subsistenzwirtschaft und fragiler Beuteimperien hat es Afrika vor der europäischen Kolonisation nie zu einem transkontinentalen Wirtschaftsaustausch gebracht und schon gar nicht zu großräumigen Imperien. Es existierte zeitweise ein Handel zwischen dem Nigergebiet im Umkreis von Timbuktu mit Marrakesch in Südmarokko, es gab einen Handel zwischen der Swahiliküste und dem Süden der arabischen Halbinsel, aber die intensive Erschließung des afrikanischen Innern zum Zwecke des Waren- und Ideenaustausches unterblieb.

Diamonds Antwort auf dieses Problem war ganz einfach: es lag am Mangel schiffbarer Flüsse. Während sich der Kern Europas um Rhein und Donau, Chinas um den Gelben Fluss und Indiens um den Ganges bildete, waren die afrikanischen Ströme, abgesehen vom Unterlauf des Nil, nicht schiffbare und lebensfeindliche Gewässer. Die Entstehung großräumiger Zivilisationen, die immer mit der Etablierung von Ver-

kehrswegen begann, war deswegen in Afrika nicht möglich gewesen. Der spanische Entdecker Francisco Orellana durchfuhr im 16. Jahrhundert den Amazonas von den Anden bis zum Atlantik, der Franzose La Salle erkundete im 17. Jahrhundert den Mittleren Westen Nordamerikas über Tausende von Kilometern vom Mississippi aus – undenkbar bei Nil, Kongo oder Niger. Stromschnelle, Sandbänke, Wasserfälle, mäandernde Flussverläufe, Versumpfungen und Versickerungen, aber auch eine furchterregende Fauna voller Raubtiere und Krankheitserreger aller Art verwandelten die großen Ströme Afrikas zu Wasserstraßen in die Hölle, die bis vor zweihundert Jahren kein Mensch freiwillig befuhr.

Nur vor diesem Hintergrund ist es verständlich, welche großen Hoffnungen der schottische Missionar David Livingstone mit der Entdeckung des Sambesi verbunden hatte. Als David Livingstone im Jahre 1855 nach seiner Kalahari Durchquerung die großen Sambesi Fälle erreichte, hoffte er, einen Weg in das Innere Afrikas gefunden zu haben. Seine nächste große Reise von Mosambik aus sambesi-aufwärts wurde eigens organisiert, um diesen Wasserweg zu erkunden. Vergeblich. Denn der Sambesi erwies sich wie seine größeren Brüder Nil, Kongo oder Niger als ein typisch afrikanischer Fluss, d. h. abgesehen von seinem Unterlauf war er auf seiner gesamten Länge unschiffbar. Man konnte ihn passagenweise befahren, man konnte ihn auch stauen oder umleiten, aber als Ganzes blieb er unbezwungen.

Erst nach und nach wurde die Geografie des Sambesi näher erforscht. Als viertlängster Strom Afrikas entspringt er im Grenzgebiet von Sambia und Kongo und durchfließt in einer großen Schleife zuerst Angola und den Osten Sambias, wo er zahlreiche Nebenflüsse in sich aufnimmt, markiert sodann über Hunderte Kilometer die Grenze von Sambia und Simbabwe, um dann in einem fast eintausend Quadratkilometer

großen Delta in Mosambik in den Indischen Ozean zu münden. Während seines 2700 Kilometer langen Laufs bewältigt er starge Gefälle, am abruptesten an den weltberühmten Victoriafällen, wo er als breiter, majestätischer Strom in eine enge, einhundert Meter tiefe Schlucht stürzt.

Das erste Mal sahen wir den Sambesi in Simbabwe. Der Sambesi hatte im Grenzgebiet von Botswana und Namibia den Chobe River aufgenommen und floss nach Osten, ein breiter Strom mit flachem Ufern auf beiden Seiten, in der Mitte von zahllosen Inseln gesäumt. Savannenngas stand hüfthoch an seinen Ufern, Mangobäume bildeten ein Ehrenspalier, eine unübersehbare Tier- und Pflanzenwelt nährte sich an seinen Ufern.

Die Fahrt von der Grenze nach Victoria dauerte gerade mal eine gute Stunde. Die Straße war geteert, links und rechts erstreckte sich flaches Buschland, dann und wann von Gemüsefeldern und einem Dorf unterbrochen, aus dem uns die Kinder hinterherwinkten. Laubbäume prangten im vollen grün unter einem wolkenlosen Himmel.

Als wir in Victoria einfuhren, empfingen uns die beiden Wahrzeichen der Stadt: ein mächtiger weißer Nebel, der nichts anderes war, als die feuchte Gischt, die aus der Höhlenschlucht der Viktoriafälle über zweihundert Meter hoch in den Himmel stieg und ein untergründiger, brausender Donner, der die Nähe der großen Fälle anzeigte. Der Wasserfall machte seinem Namen „Mosia ao Tunya“ (donnern-der Rauch) alle Ehren. Es war wie in einer gelungenen Theaterinszenierung: lange bevor man etwas sah, war es bereits zu hören.

Auf einem großen Campinggelände in der Mitte des Ortes schlugen wir unser letztes Lager auf, eine Gruppe unter vielen auf einem gut belegten Platz, auf dem die Sprachen der Welt durcheinandergingen. Endlich wieder funktionie-

rende Duschen, Toiletten, Kochgelegenheiten, die Segnungen der Zivilisation selbst auf dem einfachen Niveau dieses Campingplatzes waren wie eine Erlösung.

Sofort nach dem Zeltaufbau bestand Richard darauf, uns mit den Freizeitangeboten Victorias vertraut zu machen. Vom Rafting durch die Schluchten des Sambesi, über Dining Cruises mit Tanz und Musik und Helikopterrundflügen über den Wasserfällen bis zu Mountain Bike Touren nach Sambia war in den Agenturen alles buchbar, was ein gelangweiltes Touristenherz begehren mochte. Für die noch Zögerlichen organisierte Richard eine Videovorführung, in der eine Schlauchbootfahrt durch die Sambesi-Schluchten beworben wurde. Vor Lust und Selbstergriffenheit jauchzende junge Männer und Frauen erschienen in Großaufnahmen auf dem Screen, lautes Kreischen war zu hören, als die Rafter samt ihren Schlauchbooten in hohem Bogen über die Wellen des Sambesi hüpfen. Richard pries die Angebote als wären sie das Gelbe vom Ei und ließ nicht locker, ehe mehr als die Hälfte der Gruppe irgendeine Buchung vorgenommen hatte. Er würde das seine daran verdienen, wer wollte ihm das neiden?

Sei es, dass er mit der Menge der Buchungen nicht zufrieden war, sei es, dass er einfach nur erschöpft war, nach dem Mittagessen erklärte Richard kurz und bündig die Reise für beendet. Für die beiden letzten Tage in Victoria sei kein Programm vorgesehen, jeder könne die Zeit nach Lust und Laune verbringen. Wer wolle, könne zu den Mahlzeiten im Camp erscheinen, aber auch das sei jedem selbst überlassen. In zwei Tagen würde ein Bus die Gruppe wieder nach Johannesburg zurückbringen. Er selbst würde in einigen Tagen mit einer neu eintreffenden Drifters-Gruppe und dem Driftermobil durch den Caprivizipfel nach Namibia reisen. Er dankte allen für ihre Kooperation und Anstelligkeit und ließ zum letzten Mal die Rumflasche kreisen. Freundliches

Klatschen von Seiten der Gruppe setzte ein, dann erhob sich wie abgesprochen Walter als der älteste Tourteilnehmer und dankte Richard im Namen der Gruppe für seine kompetente Reiseleitung und überreichte ihm einen Umschlag mit dem Trinkgeld.

Am Nachmittag mietete ich mir ein Fahrrad und fuhr ein wenig durch die Stadt. Victoria, benannt wie so viele Orte der Welt nach der britischen Königin Victoria, war ein wenig beeindruckender Ort, der nur von seiner Lage lebte. Die Straßenmärkte waren erstaunlich ärmlich, aber dafür knallbunt. Shona, Nbedele und Tswanas standen vor gelben Häuserfassaden oder warteten unter blau angestrichenen Arkaden auf Kunden, denen man etwas andrehen konnte. Meistens handelte es sich um junge Männer, die sich als Fremdenführer andienten oder Holzschnitzereien verkaufen wollten. Niemand von ihnen hatte diese Gebilde etwa selbst geschnitzt, sie waren nur Verkäufer, Kommissionäre, die industriell angefertigte Massenware losschlagen sollten. Beahlt wurde nur in US-Dollars, weil der Simbabwe-Dollar vollkommen wertlos geworden war. Man konnte die Landeswährung kartonweise als Souvenir erwerben, es waren teilweise alte, schmutzige Papierfetzen, wahrscheinlich hochinfektiöse Bakterienträger, zum Teil aber auch neue frische Blüten, von der Zentralbank in Harare in Tag- und Nachtschichten gedruckt, um den Staatsbankrott herauszuschieben.

Ich fuhr weiter, ließ den Eingang zu den Viktoriafällen zunächst links liegen und erreichte die Sambesi Brücke, den Grenzübertritt von Simbabwe nach Sambia. Die Brücke überspannte den Fluss in knapp 120 Metern Höhe, genauer gesagt, die schmale Schlucht, in die der kilometerbreite Sambesi kurz vorher herabgestürzt war. An beiden Seiten der Brücke befanden sich Grenzstationen, zwischen denen

man hin und her laufen konnte. Wer hoffte, von der Brücke die Viktoriafälle in ihrer Gänze überblicken zu können, wurde allerdings enttäuscht, weil ein Bergvorsprung den Blick auf die Fälle versperrte. Vor gut hundert Jahren, als die Brücke unter britischer Federführung erbaut worden war, hatten touristische Aspekte noch keine Rolle gespielt. Trotzdem blieb sie das beeindruckende Zeugnis einer großen kolonialen Ambition: der sagenhaften Eisenbahn zwischen Kapstadt und Kairo, die zwar nie gebaut worden war, die aber überall Teilstrecken mit Brücken und Eisenbahnlinien hatte entstehen lassen, die noch genutzt wurden.

Heute war die Sambesi Brücke vor allem unter Bungee Jumpern bekannt. Auf beiden Seiten der Brücke warben große Schilder für den „most exiting Bungee Jump in the World.“ Ob es sich bei dem Sprung von der Sambesi Brücke tatsächlich um den schönsten oder aufregendsten Bungee-Sprung der Welt handelte, wusste ich nicht, doch das Ambiente des Sprungs war beachtlich. Mitten auf der Brücke war eine Absprungrampe erbaut worden, von der Interessenten mit Blick auf die 120 Meter tiefe Schlucht mit dem Tosen der Wasserfälle in den Ohren in die Tiefe springen konnten.

Ich stoppte mein Fahrrad auf der Höhe der Absprungrampe und sah, wie gerade eine junge Frau verschnürt wurde, während eine Gruppe von Freunden um sie herumstand und ihr Mut zusprach. Näher durfte ich nicht heran, erfuhr aber, dass ein Sprung in die Tiefe samt Videodokumentation für unter hundert Dollar zu haben war. Mein Gesprächspartner, ein Angestellter des Bungee-Veranstalters, war ein richtiger Schrat, ein großer Kerl in mittleren Jahren mit einer sehenswerten Zahnlücke. Seine nach allen Seiten abstehenden Haare wurden durch ein Stirnband gebändigt, nur die Augenklappe fehlte, dann hätte er als Pirat durchgehen können. Der Name der Betreiberfirma war „Africa Extreme“, ein in Sambia ansässiger Bungee-Veranstalter, der

etwa 25 Sprünge am Tag durchführte. „Wenn du interessiert bist, Mann, dann kannst du buchen“, sagte der Pirat zu mir und wies auf ein Holzgebäude auf der Simbabwe-Seite. „Jeder zweite überlebt, da hast du doch eine Chance. Hahaha.“

Nun war die junge Frau an den Beinen vollständig verschnürt und hoppelte wie ein kleiner Hase, von zwei jungen Männern links und rechts flankiert, zum Rand der Rampe. Sie schien zu zögern, aber jetzt gab es kein Zurück mehr. Mit einem lauten Schrei sprang sie in die Tiefe, ihre Freunde brachen in Jubel aus.

*

Es wird viel und leichthin vom größten Wasserfall der Welt gesprochen, ohne diese „Größe“ näher zu bestimmen. Verstand man unter der „Größe“ die „Höhe“ eines Wasserfalls, dann rangierten die Viktoriafälle mit ihren bescheidenen einhundert Metern Fallhöhe unter ferner liefen (irgendwo auf Rang 50 bis 60 in der Liste der höchsten Wasserfälle der Erde). Verstand man unter „Größe“ die „Breite“ eines Wasserfalls, dann zählten die Viktoriafälle mit einer Fallfront von 1,7 Kilometern zusammen mit den Iguacu-Fällen an der argentinisch-brasilianischen Grenze tatsächlich zu den beiden größten Wasserfällen der Erde, hundertmal beeindruckender als das schmale Rinnsal der fast tausend Meter hohen Angel Falls in Venezuela, das in der Trockenzeit nur als nasser Nebel die Berge herunterwaberte.

All das war aber nur sekundär. Das wahre Ranking der Wasserfälle ergab sich nicht durch das Metermaß, sondern durch das Auge, beziehungsweise durch das Gesamterlebnis des Wasserfalls und seiner Umgebung. Auch in dieser Hinsicht waren die Iguacu- und die Viktoriafälle unvergleichlich. Nichts kam an Grandiosität ihren kilometerbreiten Wasservorhängen gleich - bei den Iguacufällen war es

gleich eine ganze Galerie von Wasservorhängen, die neben- und übereinander angeordnet waren. Bei den Viktoriafällen war es das geradezu furchterregende Verschwinden einer kilometerbreiten Gewässerfront in einer hundert Meter tiefen engen Schlucht.

Eine weitere Besonderheit kam bei den Viktoriafällen hinzu. Das Wasser des Sambesi stürzte nicht einfach nur in die Tiefe, um auf einer neuen Ebene seinen Lauf fortzusetzen, sondern das Wasser stürzte auf voller Breite in eine Schlucht, die sich *frontal* zum Wasserfall gebildet hatte. Besondere Erosionsverhältnisse, vor allem unterschiedliche Härtegrade des Gesteins, hatten die groteske Topologie einer Teufelsschlucht erzeugt, die immer weiter nach Norden wuchs. So kurios die Geologie dieser Schlucht auch war, so erfreulich war es, dass man von ihrer gegenüberliegenden Seite den Wasserfall gleichsam abspazieren konnte. Und zwar auf den Rundwanderwegen des „Victoria Falls Nationalparks“, der auf einer Klippe gegenüber den Wasserfällen angelegt worden war. Gewässert durch den aus der Schlucht aufsteigenden immerwährenden Sprühregen bestand der Park aus Dattelpalmen, Orchideen, Farnen, Mangobäumen und Blüten, hinter denen in bestürzender Unmittelbarkeit die Wassermassen auf der gegenüberliegenden Schluchtseite in die Tiefe donnerten.

Soweit der Anblick der Viktoriafälle in der Regenzeit. In der Trockenzeit, verwandelte sich die 1,7 Kilometer lange Wasserfront in eine Abfolge von sechs schmaleren Wasserfällen, die von Osten nach Westen jeweils durch Felsvorsprünge getrennt wurden. Jeder dieser Fälle wäre in anderen Teilen der Welt eine Top-Attraktion gewesen, hier aber waren sie Platzhalter, einer Naturerscheinung, die erst in der Regenzeit zu ihrer imposanten Einheit verwuchs. Sie



*Oben: Regenbogen am Devil's Cataract
Unten: Regenwald des Viktoria Falls Nationalparks vor der
Kulisse der Main Falls*



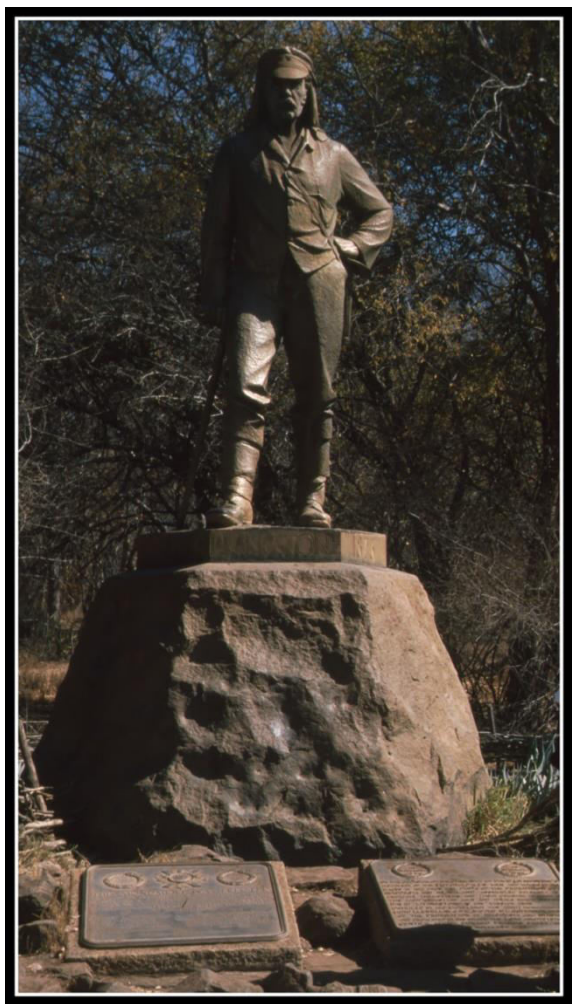


trugen so eigenwillige Namen wie Eastern Katarakt, Armchair Falls oder Devil's Cataract und besaßen jeweils unterschiedliche Breiten und Fallhöhen.

Ich war noch keine hundert Meter durch den Victoria Falls National Park spaziert, da war ich bereits vom Sprühnebel durchnässt. Der weiße Nebel überzog die Konturen des Galeriewaldes mit einem feuchten Film, der im Licht der Sonne glitzerte wie eine Glasur und Wald und Wasserfall zum Leuchten brachte. Am *Devils Catarakt*, an dem das Wasser am westlichen Ende der Fälle mit besonderer Wucht fast achtzig Meter in die Tiefe stürzte, formte sich bei meiner Ankunft der schönste Regenbogen, den ich jemals gesehen hatte. Erst war ich überrascht, als er sich genau in dem Augenblick bildete, als ich den Aussichtspunkt betrat, dann erkannte ich, dass er immer da war, mal stärker, mal schwächer, aber unverkennbar ein Fingerzeig Gottes auf eine seiner großen Schöpfungen.

Lange stand ich am Devils Catarakt und blickte auf die ungeheure Wucht, mit der das Wasser in die Tiefe stürzte, erblickte die zarte Konsistenz des Regenbogens und grübelte darüber nach, was mir dieser Anblick sagen konnte. Der Mensch, dieses symbolische Wesen, vermag die Offenbarungen der Natur wahrscheinlich gar nicht anders zu deuten denn als Chiffren seiner eigenen Existenz. So erschienen mir die majestätische Breite des Sambesi unmittelbar vor den Fällen und seine Verengung nach dem Absturz in die Schlucht plötzlich wie ein steinernes Abbild des Verhältnisses von Hoffnung und Wirklichkeit, breit und prachtvoll das erste, wie eine wütend schäumende Kraft, die sich durch enges Gestein fressen muss, das zweite.

In der Nähe des Devils Catarakts erhob sich die überlebensgroße Statue des schottischen Entdeckers David Livingstone. Die Art, wie er auf seinem Sockel stand, drückte die Haltung seines Lebens aus: einen Fuß vor den anderen setzend, war er vierzigtausend Kilometer durch Afrika gelaufen, eine immerwährende Bewegung, die ihren Zweck nur in sich selbst besessen hatte. Nachdem er sein Theologiestudium beendet hatte, war er nach Afrika gegangen, um dort den Prediger Robert Moffat in seiner Missionsstation zu unterstützen. Ab 1844 hatte er begonnen, alleine die Kalahari zu durchwandern, in deren Norden er schließlich auf Chobe und Sambesi gestoßen war, von denen er hoffte, sie ließen sich als „Gottes Highway nach Afrika“ nutzbar machen. Auf seiner spektakulären Ostwestdurchquerung Afrikas zwischen 1853 bis 1856 hatte Livingstone die großen Wasserfälle entdeckt und ihnen den Namen seiner Königin gegeben. Der erste Anblick der Fälle soll ihm den berühmten Ausspruch entlockt haben, dass selbst die Engel im Flug beim Anblick des „rauchenden Donners“ in Erstau-



nen geraten würden. Ab 1860 erforschte er die nördlichen Ufer des Sambesi und drang bis zum heutigen Malawisee vor. Die letzten zwölf Jahre seines Lebens verschrieb er sich der Suche nach den Quellen des Nils, dem letzten großen geografischen Rätsel Afrikas, wobei ihm Burton und Speke allerdings zuvorkamen. Von der Welt fast schon vergessen, hatte ihn der Afrikaforscher Henry Morton Stanley im Jahre 1871 am Tanganyikasee überraschend aufgespürt. Die trockene Begrüßung, die Stanley dem berühmten Forscher dabei hatte zuteilwerden lassen („Mir Livingstone, I presume?“) sollte unsterblich werden. Im Jahre 1873 war David Livingstone, noch immer auf der Suche nach den Quellen des Nils, in den Banguelosümpfen gestorben, wo er sich, ohne es zu wissen, bereits im Quellgebiet des Kongo befunden hatte. Sein Körper wurde in der Westminster Abbey in London begraben, sein Herz irgendwo unter einem Baum in Afrika.

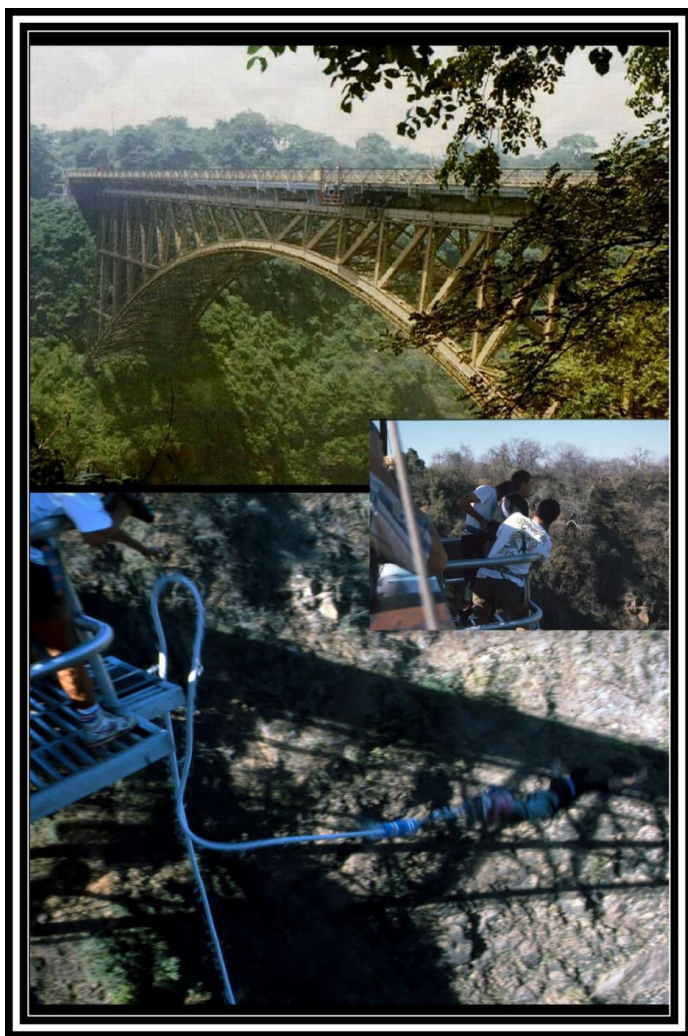
*

Am nächsten Tag löste sich die Gruppe auf. Einige unternahmen eine Bootsfahrt auf dem Sambesi oberhalb der Wasserfälle, andere erkundeten ein Wildschutzgebiet in der Nachbarschaft von Victoria. Charlotte und Walter nahmen ein Taxi und ließen sich auf die andere Seite des Sambesi nach Sambia fahren. Dort wollten sie das Livingstone Museum in Livingstone-City besuchen, von dem ich gehört hatte, dass es dort den Hut und den Spazierstock des großen Entdeckers zu sehen gab. Ich lief zur Viktoriabrücke und meldete mich für einen Bungee-Sprung an.

Warum ich von der Brücke springen wollte, war mir selbst nicht ganz klar. Ich bin weder ein Freund von Geisterbahnen

oder Looping und benötige keine starken Reize, um durch den Tag zu kommen. Trotzdem hatte es mich schon an der Bloukran-Brücke auf der Gartenroute gereizt, einmal einen Sprung zu wagen. Mich lockte die Grenzerfahrung eines Sprungs an einem der schönsten Orte Afrikas, auch wenn ich mir eingestehen musste, das es eine typisch moderne Grenzerfahrung war: die Simulation einer Gefahr, die eigentlich keine war, weil maximale Sicherheit garantiert wurde.

Ich ging zur Sambesi Brücke und betrat die Buchungshütte am Rande der Schlucht. Ein Vertrag wurde mir vorgelegt, nach dessen Wortlaut ich auf alle Haftungsansprüche verzichtete. Anschließend wurde ich gewogen und stellte fest, dass ich auf der bisherigen Reise ganz schön abgenommen hatte. 72 Kilogramm bei 1,81m Größe, das war afrikanisches Fliegengewicht. Mein Gewicht wurde mit Filzstift auf meinem Handrücken vermerkt, dann führte mich ein junger Mann zur Brückenmitte, wo die Crew schon auf mich wartete. Der Pirat, mit dem ich schon gestern gesprochen hatte, begrüßte mich mit Handschlag und zeigte mir wieder seine stattliche Zahnlücke. Sodann wurde ich seinen beiden Assistenten übergeben, die sofort damit begannen, meine Füße fachgerecht zu verschnüren. Ein elastisches Seil wurde kreuz und quer um meine Turnschuhe gewickelt und mit einer Art Seemannsknoten und einem zusätzlichen Klettverschluss gesichert. Einer der beiden Angestellten, ein durchtrainierter Schwarzafrikaner mit einem Raubtiergebiss grinste mich an und wollte wissen, warum ich sterben wolle. Der andere, ein Neuseeländer, fragte seinen Kumpel beiläufig, ob der letzte Kunde überlebt habe. Nein, erwiderte das Raubtiergebiss, der sei in den Fluss gestürzt und von den Krokodilen gefressen worden. Die Methode, die sie anwandten, gefiel mir, war aber sicher nicht jedermanns Sache. Die groteske Übertreibung als Moment der Beruhigung.



Dann war es soweit. Meine Beine waren komplett verschnürt, und ich musste auf die Rampe hüpfen. Ich hatte mich schon vorher gefragt, was ich unmittelbar vor dem Sprung empfinden würde, und die erstaunliche Antwort war: ich fühlte nichts. Stattdessen erblickte ich mich selbst und die ganze Situation gleichsam von außen, erkannte mich, wie ich auf der Rampe stand, während der Pirat neben mich trat und seine Aufzählung begann. Meine Gefühle waren entweder abgeschaltet, oder durch die scheinbar perfekte Organisation von „Africa Extreme“ so beruhigt, dass der Adrealinpegel auf moderater Höhe verblieb. Ich hatte die Augen auf den Horizont gerichtet und vermied den Blick in die Tiefe. „Fünf, vier, drei, zwei, eins – Bungeeeee!“, rief der Pirat, und ich sprang mit ausgebreiteten Armen in die Tiefe.

Dann ging alles viel schneller, als ich es begreifen konnte. Der Sambesi, der mir entgegenraste, konnte sich in meinem Gehirn noch zu keinem zusammenhängenden Bild formen, da war der freie Fall bereits zu Ende, und ich schwang wenige Meter vor dem schäumenden Wasser wieder hoch. Es war nicht ruckhaft, sondern es vollzog sich wunderbar gleitend, als zöge mich eine unsichtbare Hand in die Höhe. Ein halbes Dutzend Mal drehte ich die tollsten Pirouetten um mich selbst, dann begann die Phase des Ausschwingens, die die angenehmste war. Ich hatte die Arme ausgebreitet, als wäre ich ein Vogel und schwang hin und her, erblickte erstmalig die dicht bewachsenen Abhänge der Schlucht, das schäumende Sambesiwasser unter mir und die Brückenkonstruktion von unten. Alles in allem kreiste ich eine Minute über der Sambesischlucht und spürte, wie mich ein unbändiges Glücksgefühl durchströmte, eine Losgelöstheit von den normalen Gesetzen der Schwerkraft und der wahnwitzige Gedanke, ich könnte fliegen.

Ich bemerkte, wie ein junger Schwarzer an einem Stahlseil zu mir herabgelassen wurde. Als er meine Höhe erreicht hatte, griff er nach mir, um mein Ausschwingen zu beenden und befestigte mich mit einem Fixierhaken an seinem Stahlseil. Kaum waren wir beide fest eingehakt, wurden wir langsam hochgezogen.

Wenn ich überhaupt irgendwann Angst empfunden hatte, dann jetzt, wo wir immer höher gezogen wurden und sich der Abgrund unter mir immer gähnender auftat. Bald war aber schon der Brückenunterbau erreicht, und ich wurde, wieder mit Sicherheitsklippen versehen, zum oberen Brückenausgang geleitet.

Nachdem ich mich von dem Piraten und seinen Mitarbeitern verabschiedet hatte, trat ich noch einmal ans Brückengelände und blickte in die Tiefe. Unvermittelt sprang die Angst in mir hoch wie ein Untier. Da war ich hinuntergesprungen. Ich konnte es plötzlich selbst nicht fassen.

*

Am Morgen des letzten Tages wurden die Zelte abgebaut und verstaut. Ein Kleinbus stand bereit, der die Gruppe nach Johannesburg zurückbringen würde. Richard war nicht anwesend, weil er die Verpflegung für die Namibiatour einkaufen musste. Händeschütteln, Umarmungen und gute Wünsche – ein gemeinsames Abschiedsfoto, das war's. Als ich dem abfahrenden Kleinbus hinterherwinkte, sah ich, dass Marissa und Frank wieder nebeneinander saßen. Verstehe einer die Frauen.